

An den Schnittmengen

Die Grazer Konzertreihe «open music»

von Otmar Klammer

Mit der exorbitanten Konzertreihe «open music» setzt Ute Pinter seit zehn Jahren Maßstäbe in der zeitgenössischen Musik. Und das in Graz, einer Stadt, der es nicht an Jazz und neuer Musik gebricht.

Die Zeiten, in denen die musikalischen Lager säuberlich voneinander getrennt waren, sind längst vorbei. Letztlich waren es die Zwölftonmusik, Leute wie John Cage oder Frank Zappa und die Errungenschaften des Free Jazz, die dazu führten, dass heute alles mit allem zu tun haben kann. Und scheinbare musikalische Orientierungslosigkeit löste sich vielmehr in der Erkenntnis auf, dass es ohnehin nur gute oder schlechte Musik gibt. Dass es also auch nach der kurzlebigen Ära des «Anything-goes» ein Leben in der Musik gibt.



Eine reizvolle wie pikante Herausforderung für Konzertveranstalter wie Ute Pinter, die sich nicht mit der Sichtung von Genres zufrieden geben wollen und die nicht allein an den Grenzgängern, sondern vielmehr an den Schnittmengen ihrer jeweiligen Richtungen interessiert sind. Dort, wo die verbindlichen Definitionen versagen und potenzielle Innovation vermutet wird. Glaubt man an die Kunst in der Musik, muss man sich sowieso von ihrer Grammatik trennen, um sie zu verstehen. Oder schweigen, was ja nach John Gage auch ganz schön musikalisch sein kann.

Ohne eigene Location

Die Grazer Konzertveranstalterin lebt ihrem Publikum ein Beispiel jener musikalischen Offenheit vor, die nur mit unentwegter Neugier und einem unbeirrbareren Glauben an das Neue haltbar ist. «Ich finde es spannend, irgendwie einmal wohin zu kommen, wo man nicht genau weiß, wo man ist», teilt die gelernte Kunsthistorikerin geradezu denkwürdige Motivationsschübe aus. Seit zehn Jahren konzipiert, programmiert und organisiert sie mit «open music» eine einzigartige Konzertreihe, die nicht nur in Österreich, sondern auch weit darüber hinaus ihresgleichen sucht. Zumal in dieser Reihe neue Musik, Jazz-Improvisation, Noise, Elektronik und wer weiß was sonst noch alles in singulärem Selbstverständnis nebeneinander stehen.

Die rührige Reihe exorbitanter Konzerte und Label-Präsentationen manifestiert sich geradewegs darin, dass Ute Pinter längst auch mit dieser Privatinitiative identifiziert wird. Sie ist quasi «open music» in persona. Wie sonst ist es zu erklären, dass ihr Stammpublikum «zur Ute» geht, wenn es eines ihrer Konzerte meint. Und das, obwohl die im steirischen Leoben geborene, in Wien lebende und in Graz wirkende Personalunion Pinter nicht einmal eine eigene Location in der Stadt an der Mur betreibt oder zumindest eine als ihre Heimstätte bezeichnen kann. Die kommunikationsfreudige und nicht unpragmatische Kulturmanagerin sucht sich die Schauplätze für ihre Veranstaltungen in der Regel nach dem Bezug zum Inhalt aus. Sofern etwa die Verfügbarkeit eines Konzertflügels oder infrastrukturelle Bedürfnisse nicht ohnehin einen bestimmten Ort erzwingen, immerhin muss sich auch eine so etablierte Reihe wie «open music» zu oft noch nach der Decke strecken. Da sieht man die tatkräftige Frau auch schon mal einen Verstärker schleppen.

Selbstredend, dass sich «open music» weder an stilistische Grenzen hält noch an die Definition von Genres. «Gegenwartsrelevante Musik» ist da irgendwo in einem Selbstporträt zu finden, ein Kaleidophon auf der Höhe der Zeit also, wo zwischen Komponiertem und Improvisiertem, Analogem und Digitalem, Akustischem und Elektronischem und zwischen Harfe und Laptop allerhand hineinpasst. Wenn es passt.

Doch was heißt «offen sein» in Zeiten der Wahrnehmungsbeschleunigung und der unüberschaubaren musikalischen Landschaft? Offenheit zu deklarieren ist da immer noch schwieriger als sich in einem Genre zu profilieren. Fragen, wie offen «open» aber nun sein darf, lässt sich Pinter freilich nicht zweimal stellen. Ihr - auch soziales - Leitmotiv, «genre-mäßig extrem offen zu sein», setzt natürlich Überblick, aber auch eine gewisse Selbstbeschränkung voraus. Auch wenn man es der selektiven Vielfalt und den «rundumschlagenden» Perspektiven, die «open music» seinem Publikum bietet, nicht anmerken mag, könne sie sich «nicht in jeder Disziplin kundig machen oder auch selber einen Zugang dazu haben», schildert die in allen Lagern der Kunst umtriebige Managerin.

Errungenschaften der Neugier

An Qualitätsbewusstsein scheint es der aufgeweckten Dame jedenfalls nicht zu mangeln, immerhin ist es ihre einzige Versicherung durchs dicht vernetzte Terrain «heutiger Musik» und der Garant für ihr Publikum, dass auch Offenheit Profil haben kann. «Ich glaube einfach daran», outet sich Pinter in geradezu persönlicher Hingabe, «dass Qualität noch immer eine Tugend ist und dass Qualität auch überzeugen kann.» Bei aller handverlesenen Qualitätsgarantie macht sie aber auch erkleckliche Risikofreudigkeit mobil. Schließlich ist ja nicht jede Produktion ausreichend liveerprobt.

Dennoch drängt sich die Frage auf, wo die sozialisierte Klassikerin die Grenzen ihrer wackeren Programmpolitik gezogen sehen will, wo Disziplinen die ihren nicht mehr sind. «Vielleicht bei meinen eigenen Grenzen», lässt sie offen wie ihr Motto wissen, dass es auch für sie «ganz viele Bereiche gibt», in denen sie sich nicht auskenne. Womit wir wieder bei der Identifikation sind, denn «das ist eine ganz persönliche Grenze». Wobei allerdings eine solche Einschränkung «die Offenheit vielleicht nicht komplett erscheinen lässt». Aber damit müsse sie leben. So darf sich ihr Publikum, dem nichts Schlimmeres passieren soll, also tatsächlich ganz mit dem musikalischen Kosmos einer Person auseinandersetzen, die sich gegenüber nicht nur alles vertreten kann, sondern damit auch ihren eigenen musikalischen Horizont absteckt, mithin ihr eigenes Programm auch als persönlichen Entwicklungsprozess und als Errungenschaft ihrer Neugier begreift. Eine aus dem Musikbetrieb im Lande herausragende Solistin.

Nicht immer schon war «open music» im Verlauf des 17-jährigen Bestehens so offen und innovationsfreudig wie unter Ute Pinter. Dem Begründer der Konzertreihe, dem bekannten Komponisten, Dirigenten und Pianisten Wim van Zutphen, ging es freilich noch vornehmlich um neue Musik und die klassische Moderne. Erst mit Wolfgang Hattinger, ebenfalls Komponist und Dirigent, jedoch Klarinettist, flössen allmählich andere Töne in das Werk der Mission und verbreiterte sich das Spektrum. Welches Ute Pinter schließlich um wesentliche Komponenten der kontemporären Musik erweiterte: um «Jazz im weiteren Sinne», die Improvisationsmusik als ewig lebendige Methode und die elektronische Musik.

Bei ihr scheint sich diese Ausrichtung aus einer Eigendynamik ergeben zu haben, «da es in den Produktionen, die vorliegen, sowieso extrem viele Verbindungslinien gibt». Man könne heute ja etwa auch den Jazz nicht mehr klar definieren. Und auch in der neuen Musik gäbe es sehr viele Komponisten, «die man vor fünfzig Jahren

noch der Darmstädter Schule oder sonstwo zugeordnet hätte und die heute sehr wohl Improvisationsräume und Elektronik mitbedenken». Dieser Wandel käme also wieder der Programmlinie zugute. «Viele meiner Produktionen thematisieren oft einfach diese Schnittmenge», bringt es die 43-jährige ernste Frohnatur, die, als sie einst zum Behufe des Studiums nach Graz kam, dort «volle Latte von der neuen Musik getroffen» worden ist, auf den Punkt.

Das Vertrauen in ihr Qualitätsbewusstsein zeichnet auch ihr zunehmend größer werdendes Stammpublikum aus, das sich zwar aus unterschiedlich ausgerichteten Zielgruppen zusammensetzt, deren gemeinsames Verlangen es aber ist, «dass die Musik einen Neuigkeitswert hat». Der engagierten Einzelkämpferin gegen die «hunderttausend Windmühlen» des Geschäfts abseits des Klassik-Establishments ist damit in Graz das kleine Kunststück gelungen, ihre Hörer von Konzert zu Konzert durch ihr Programm mitzunehmen. «Menschen, die an genau dieser Offenheit interessiert sind, konstruieren sich ihre Verbindungen ohnehin selbst». Sie stellen also Bezüge her zu der Musik, aus der sie kommen oder die sie kennen. Das ist umso wichtiger, sind es doch die Live-Erlebnisse, die für das Ankurbeln der Rezeption neutönerischer Musik unerlässlich sind.

In diesem Zusammenhang ist es nur oberflächlich verstörend, dass die besonders auch um österreichische Musiker bemühte Programmgestalterin vor kurzem und plötzlich einmal «Gustav» eingeladen hat, eine junge, Furore machende Wiener Elektronik-Pop-Band, «die aus einer kommerziell verträglichen Ecke kommt». Sie wäre nicht Ute Pinter, ortete sie nicht ganz ohne Strategie auch in dieser «Gegenüberstellung, wo etwas an kommerziellen Dingen anknüpft und gleichzeitig experimentell ist», spannende Musik. Da ist was dran. Abgesehen davon, dass sie «Gustav» einfach gut findet. Dann ist es auch gut.

aus "Neue Zeitschrift für Musik", Ausgabe 6 (November/Dezember) 2009